

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

213 (14.9.1932) Unterhaltung und Wissen

Wintereinkauf und Wille

Rolf Gustav Haebler

Der arme Esel



Der frühe Morgen kam über die grauen Berge, die Athen im weiten Bogen wie eine gewaltige Mauer von Kalk und Marmor umfrieselten. Es war Sonntag, und alles schlief; denn man geht in Griechenland spät ins Bett; erst in den Abendstunden erwacht das Leben, wenn der kühlende Wind vom Meer heraufkommt. Unter Häuschen stand nahe am Meerbusen von Phaleron, vom Wasser nur durch die breite, modern asphaltierte Straße getrennt, die von Athen zur Hafenstadt Piräus führt.

Ich wache plötzlich auf; es war durch die morgendliche Stille ein Schrei gestiegen, zwei, dreimal, ein seltsamer Schrei. Er klang wie aus einem phantastischen blechernen Instrument, und doch war darin Entsetzen einer gequälten Kreatur. Ein Schrei, der von furchtbarem Qual, von jähem Erschrecken erfüllt war, anders als das Schreien der Gänse einer Batterie, in die eine Granate eingeschlagen hatte, und doch wieder irgendwie verwandt. Dann wurde es still. Nichts war mehr zu hören als das Plätschern der Wellen, die von dem Morgenwind an die Steine des Ufers gemorren wurden.

Nach einiger Zeit stand ich auf. Es ging gegen sechs Uhr, und um sieben kam mein Freund Paul, einer der wenigen, die im Athen zur Zeit des ersten Drittels des 20. Jahrhunderts den Mut hatten, mit kniefreien Hosen und einem Kniefuß hinauszugehen. Wir gingen die menschenleere Straße entlang, und dann sahen wir plötzlich, mitten auf dem Gehweg stand ein Maulesel. Ganz allein stand er da. Auf drei Beinen stand er. Denn am vierten fehlte der Fuß und ein Stück des Fußes. Stumm stand er auf dem Fied, und aus seinen trübigen Augen rannen ihm Tränen. Von dem Stumpf tropfte langsam das Blut, und eine rote Spur zeigte die kleine Strecke zur Straßennitte, wo der Unfall geschehen sein mußte. Wir traten näher, und das gequälte Tier schaute uns an. Weit und breit war kein Mensch zu sehen. Was tun? Wir waren Ausländer, wußten nicht, wem der Esel gehörte, wer sein Herr war. Das Geschick war ihm abgenommen worden, denn sicher hätte er einen jener hohen zweitägigen Karren gezogen, auf denen die Bauern ihr Gemüse zur Stadt bringen. Wahrscheinlich war sein Herr mit einem anderen Kaufmann weggefahren. Er wird wohl bald wiederkommen, dachte ich, und dann wird das arme Tier von seiner Qual erlöst werden.

Wir machten eine herrliche Wanderung das Meer entlang in die Berge, schwammen, aßen Tintenfisch und tranken gebirgten Bandwein dazu. Als wir abends, es war noch hell, zurückkamen, sahen wir den armen Esel noch immer da stehen. Er war von dem Fußweg in eine kleine Wiese hinabgehumpelt und stand dort auf seinen drei Beinen. Das Blut hatte aufgehört; eine dicke dunkle Kruste hatte sich gebildet. Aber es stand schimmig um den Esel; er zitterte unablässig; vermutlich hatte er Wundfieber. Seine nassen, traurigen Augen waren voller Insekten. Es war ein altes, abgemagertes Tier; viel wert war es nicht einmal in seinen gelunden Tagen gewesen, und jetzt — du lieber Gott, jetzt war es wertloser als eine leere Bierzintanne. Höchstens Scherereien hatte man noch mit ihm. Aber...

Ich will nicht von dem schmerzlichen Grauen sprechen, das uns angeht, dieser leidenden Kreatur erfüllte. Aber da war noch etwas anderes, und das war eigentlich schlimmer: den ganzen Tag über mußten Hunderte von Menschen hier vorbeigehen

fein. Hunderte von Autos waren vorbeigerast. Sicher ist auch einmal die Polizei vorbeigekommen. Aber keinem war es offenbar eingefallen, etwas für den armen Kerl zu tun. Der Besizer war vermutlich nicht wiedergekehrt; so ein alter armer Esel, was war der schon wert! Ein paar Mark. Vielleicht war der Bauer an Unglück selbst schuld, vielleicht das Auto; man hatte dem Bauern ein paar Drachmen gegeben, hatte „chairete!“ gesagt, „sein Sie froh!“ heißt das und gilt als Willkommen und Abschied — und damit war für beide Teile die Sache erledigt. Der arme Esel aber blieb stehen, mochte er leben, was aus ihm wurde!

Die Nacht brach herein. Die Sterne zogen auf. Drinnen in der Stadt begann das geräuschvolle Leben zu erwachen. Die Men-



schen gingen ihren Vergnügungen nach, sahen in den Cafés, gingen im Park spazieren, der vom überharten Duft unendlicher Blüten erfüllt war. Und drunten am Meer, auf einer dürftigen Wiese, zwischen Buppeläpfeln und kleinen Büschen, stand der arme Esel und siebte. Seine Augen wurden glasig; er wurde müde, todtüme und brach zusammen. Nun lag er da, und die Zeit ging an ihm vorüber, gleichgültig und unablässig wie an allem Schicksal...

Als ich am anderen Morgen an dem Plage vorbeikam, lag der arme Esel immer noch da. Tot. Die Augen starrten ins Leere. Auf seinem Körper tummelte sich allerlei Gewürm. Das Leben hört nicht auf.

Am Abend, als wir aus der Stadt zurückkamen, war der Platz endlich leer. Nur eine große, dunkle Blutlache zeigte die Stelle, da ein Tier quälend und dumpf vierundzwanzig Stunden lang gelitten hatte — ein armer alter Esel, um den sich niemand gekümmert hatte, weil er wertlos geworden war.

Der „Marsch der Eisernen Front“ für Orchester

Vom „Marsch der Eisernen Front“, der durch die Schallplatte bereits starke Verbreitung und Anerkennung gefunden hat, ist auch eine Ausgabe für Blasorchester erschienen. Besetzung: 1 Piccolo, 1 Klarinette in Es, 4 Klarinetten in B, 3 Fagotte, 2 Trompeten, 2 Hörner, 2 Tenorbörner, 1 Bariton, 2 Bässe, Schlagzeug; diese Besetzung kann auch vereinfacht werden (Piccolo, 2 Klarinetten, 3 Fagotte, 1 Horn, 2 Tenorbörner, 1 Bariton, 1 Bass, Schlagzeug; auch eine Aufführung ohne Holzbläser ist möglich). Der Preis des Orchestermaterials einschließlich der Direktionsstimme beträgt 5 M. Auch eine Ausgabe für Klavier zum Preise von 1 M. ist erschienen. Bestellungen sind an den Deutschen Arbeiter-Sängerbund e. V., Berlin 14, Wallstr. 58, zu richten.

Das System
ROMAN
VON WALTER SCHIRMEIER
(16. Fortsetzung.)

Die sie dazu kam, hatte er sie schon in den Armen und küßte sie. Ihm war schweiß zumute, der Schnaps rumorte in seinem Kopfe. Vorsichtig faßte er von hinten herum nach ihrer Brust. Man konnte doch nicht genau wissen, ob sie es so gemeint hatte.

Da war der Augenblick gekommen. Sie lehnte sich dicht an ihn heran und ließ die Schulter sinken. Das Kleid rutschte programmäßig herab, wie sie mit dem letzten klaren Gedanken nach befriedigt feststellte. Es rutschte sogar noch weiter, ganz herab, denn es war oben auseinandergerissen. Das Kleid lag auf ihren Schuhen und sie stand in der lachsroten Geoppe-Chine-Hemdhohe da.

Gleich darauf klappte die Schlafzimmertür zu und wurde von innen verriegelt.

In diesem Augenblick sah Frau Cläre Borchardt auf die Uhr und nahm seufzend fünfzehn Tropfen ihrer Medizin. Sie hatte ein weißes Nachthemd an und lag moßfisiert in dem verdunkelten Zimmer. Sie dachte an ihre Tochter. Wo mochte Elfriede jetzt wohl sein? — Ach so, der junge Jahn waren wollte ja kommen, und nachher wollten sie zusammen ein Stückchen spazieren gehen. Da würden sie jetzt gewiß unten am Schlachtensee oder an der Krummen Lante sitzen und Kaffee trinken. Mochten sie schon — sie war auch mal jung gewesen, und so ein kleiner Fickel schadete ja nichts. Aber das gab es wohl heutzutage nicht mehr bei den jungen Leuten, die so entfechtlich lachlich waren und von Liebe, Kinderzügen und verdrängten Komplexen sprachen, wie sie in ihrer Jugend von Poesielesben und Bielliebchenessen.

„Ach ja“, seufzte Frau Cläre Borchardt, „sollen sie sich amillieren, sie sind ja noch so jung!“ Dann legte sie den Kopf auf die Seite und schlief ein.

Als Eberhard die Wohnung verließ, war ihm müde und leer im Kopfe. Er konnte noch gar nicht recht fassen, was eigentlich vorgegangen war. Das hatte er allerdings nicht erwartet!

Elfriede begleitete ihn bis zur Tür und winkte ihm dann noch vom Fenster aus nach. Sie sah blaß und glücklich aus. „Beluh mich bald wieder, Ebi“, sagte sie zum Abschied und gab ihm einen unendlichen Kuß. Er küßte sie wieder — mit Zungenkiss, wie sie befriedigt feststellte. Oh, sie kam sich wie eine Frau vor, wie neu zum Leben erwacht!

Während Eberhard zum Bahnhof ging und verfußt, Ordnung in seine Gedanken zu bringen, kam ihr ein neuer Einfall. Eigentlich kam er ihr, während sie sich umzog; denn das lachsroten Hemdchen war doch zu sehr zedrückt, als daß sie es hätte anbehalten können.

Ob das wohl von heilsamem Einfluß auf ihr Gewicht war?

Sie trat auf die Waage. Der Zeiger schnellte genau so weit wie heute früh.

Sie trat herunter. Also damit war es nichts. Aber es war trotzdem sehr schön. —

Grete Bollmer traf sich jetzt fast jeden Abend mit Robert. Sie trug stolz ihren neuen Sommermantel, zu dem ihr Robert 45 Mark geborgt hatte. Ins Café und ins Kino gingen sie nur noch selten, sie hatten jetzt immer andere Dinge vor. An den Sonntagen allerdings fuhr sie nach außerhalb, nach Wannsee oder an den Müggelsee.

Robert hatte es aufgegeben, wie bei den ersten paar Zusammenkünften, den Kavalier zu spielen. Zwei Gründe waren dafür maßgebend. Ihm waren in seiner Eigenschaft als Betriebsratsmitglied seiner Firma Gerüchte zu Ohren gekommen — die noch durch Andeutungen der Direktoren verstärkt wurden —, daß mit einer starken Einschränkung des Berliner Betriebes zu rechnen sei. Wenn er auch im allgemeinen durch seine Angehörigkeit zum Betriebsrat unfindbar war, so würde ihm das bei größeren Entlassungen trotzdem wenig nützen. Zweifelslos würde bei einem allgemeinen Abbau auch der Wagenpark verkleinert werden, und er war der einzige der Wagenpark verkleinert werden, und er war der einzige der Firma beschäftigt war, die anderen waren durchweg schon seit 15 bis 20 Jahren im Betrieb.

Also mußte er stark damit rechnen, eines Tages arbeits-

Frühlicht

Gegen vier Uhr erwacht der Mann. Aus alter Gewohnheit früher raste um diese Stunde der Becker schwer in seinen Sattel und er stand torkelnd auf, schlüpfte in seine Hufe, schob das Hemd hinein, schnallte den Leibriemen fest und ging hinüber in den Pferdestall. Der Gutshof empfing ihn im Dämmerlicht des aufsteigenden Morgens. Das Haus lag noch im Schlafe. Nur im Mädchenzimmer und bald darauf in der Küche wurde es hell. Die Gänse wieherten beim Kommen des Mannes. Schwere, warme Luft schlug ihm entgegen. Sein Tagewort begann. Wohligh wühlten die Pferde im geschüttelten Futter. Ihr Fell glänzte von Stiegel und Bürste, die der Mann eifrig führte. Dann ging er langsam über den Hof, über den sich jetzt schon die ganze Helle der frühen Morgenstunde ausbreitete, in die Küche, wo die Suppe für ihn dampfte. Niemals vergaß er das Frühstück, in grobes Papier gewickelt, in die Tasche seiner Toppe zu verpacken. Dann ging es mit den Pferden aufs Feld. Pflügen. Am Himmel kam die Sonne hoch. Die Mähen blühten.

Gegen vier Uhr erwacht der Mann. Es ist seine Stunde. Alte Gewohnheit. Aber er geht nicht mehr in den Pferdestall, auch nicht in die Küche, längst nicht mehr aufs Feld. Er ist in die Stadt gekommen, ohne Arbeit ohne Stellung. Er lebt von der Unterstützung. Gegen Morgen hält es ihn nicht länger im Bett. Er geht hinunter auf die Straße. In seinen Kleidern ist nicht der Geruch der muffigen Stube. Seine Abfälle sind schief von achtzigmal r-Treppentufen.

Der Kanal wälzt sein öliges Wasser lautlos durch die Stadt. Laternen spiegeln sich darin. Das Wasser schimmert grün und bläulich. Auf der Brücke bleibt der Mann stehen. Er spuckt erst mal aus. Er spuckt den faden Geschmack einer Existenz aus, die aus dem Lotterbetts, der Stempelfarte und dem abgerissenen Jackett besteht. Der Mann lehnt sich an das Brückengeländer. Er hat eine Zigarette im Munde, die nicht mehr brennt. Es ist nur ein Stummel. Ein Auto fährt über die Brücke. Mit dem Hupen dreht sich der Mann nachlässig um und sieht deutlich die Frau und den Mann im Wagen. Sie hat einen hellen Pelz, der ihr von den nackten Schultern herabgerutscht ist. Der Herr trägt einen schwarzen steifen Hut. Sie kommen von einem Walde.

Als der Mann sich wieder zurückwendet, läßt er den Stummel in den Kanal fallen. Dann kommen zwei Männer. Sie gehen schnell und sehen sich an der Gasse vorsichtig um. Sie haben ein großes, langes Paket unter dem Arm. Einbrecher! denkt der Mann. Er spuckt wieder aus. Das Wasser des Kanals ist schmutzig von den Abwässern der Kaffeehütte. Die Spiegelungen der Laternen zittern im ruhig fließenden Strome. Der Mann glaubt, daß es hier noch verfaulten Obst riecht, nach freipterten Hunden und Raben, die im Wasser schwimmen. Man müßte, um hier herunterzukommen, den Mann, schon einen Menschen umgebracht haben, und jetzt dann noch — und er sieht schauernd in die frühe Tiefe — würde man zurückfahren und es vorziehen, sich auf die Schienen der Strafgebahn zu werfen. Er hat aber keinen Menschen umgebracht, nicht mal einen Hund oder eine Katze; er hat nur Hunger. Darum lehnt er hier am Brückengeländer und springt nicht hinunter.

Auf einmal erschrickt er. Ein Liebespaar aus dem Walde geht dicht an ihm vorüber. Sie flüstern. Das Mädchen sagt: „Was soll ich denn bloß tun? Es ist doch bald zu spät!“ Der Mann an ihrer Seite antwortet: „Ja, mein Gott, es ist doch schon der vierte Monat!“ Der Mann am Geländer oergißt, in den Kanal zu spucken. Und plötzlich steigt wie eine Vision ein Geist, ein Mann in einer weißen Schürze vor ihm auf: ein Bäcker, der nachts von Ostal zu Ostal zieht, um Salzstangen zu verkaufen. Er erblickt den Mann am Geländer und ruft: Salzstangen, Aufstangen gefällig?“ Der Mann läßt ihn vorbeigehen. Seine Hand hält frampfhaft einen Grobkuchen in der Tasche. Der soll aber für das Mittagessen aufbewahrt bleiben. Der Bäcker ist schon ein paar Schritte vorüber, da ruft ihn der Mann zurück: „Hallo, mal eine Salzstange!“ Er beugt tief hinein. Er laut mit Andacht. Dabei denkt er an die dampfende Suppe in der Gutsküche und meint das Wiehern der Pferde zu hören. Die Häuser weichen dunklen, fernem Wäldern.

Es wird langsam heller über dem Kanal. Die Dichter verweischen. Die grünliche, bläuliche Farbe des Wassers wird nüchtern grau. Autos hupen öfters. Frauen kommen mit Marktörben. Lastwagen rattern über die Brücke. Ein leerer Tag beginnt.

los zu werden. Da war es angebracht, schon jetzt so sparjam wie nur möglich zu leben; denn wenn die Unterstützung zur Not auch für den Lebensunterhalt ausreichen mochte, ein paar Mark mußte man ja nebenbei doch noch haben.

Der zweite Grund war der, daß er und Grete sich so gut wie einig waren. Trotz der kurzen Zeit, die sie sich kannten, waren sie beide fest entschlossen zusammenzubleiben und, wenn irgend möglich, zu heiraten. Grete wünschte sich nichts sehnlicher, als von zu Hause wegzukommen — alles war arbeitslos, alles war schlecht gelaunt —, und wenn sie aus dem Geschäft nach Hause kam und wirklich vergnügt war und ein paar Worte sang oder mal lachte, so wurde sie gleich mit schiefen Blicken angesehen.

„Ja, ja, du hast noch gut lachen“, sagte ihre Mutter verbittert; oder ihr Bruder lachte höhnisch: „Warte man, du; dir wird das Singen auch noch beizuteilen vergehen!“

Rein, sie lehnte sich herzlich da heraus. Gewiß, sie konnte es verstehen, daß sie mit allem haberten, was noch ein frühliches Gesicht zur Schau trug, sie konnte es verstehen, daß der Vater aus Verzweiflung über die Ausichtslosigkeit, niemals wieder Arbeit zu bekommen, des Freiheits, wenn er seine Unterstützung bekam, in die Kneipe ging und zwei oder drei Mark davon vertrant — sich systematisch und bewußt mit Schnaps vollfüllte, um sich einmal über die Hoffnungslosigkeit seines Daseins hinwegzutäuschen.

Sie konnte es verstehen; aber sollte sie darum auf jedes bißchen Glück verzichten, jedes Lachen unterdrücken, jeden frohen Gedanken gleich ersticken lassen? — Nein. Das konnte niemand von ihr verlangen. Wenn sich jemand fand, der sie heiraten würde — und Robert wollte es —, dann würde sie mit beiden Händen zugreifen. Wenn sie auch mit leeren Händen in die Ehe kam, sie konnte ja ruhig noch ein paar Jahre weiter ins Geschäft gehen und Geld verdienen. Robert hatte etwas Geld; die Küche konnten sie bar bezahlen, und das Schlafzimmer würden sie auf Teilzahlung nehmen. Roberts Wochenlohn reichte bequem zum Leben, und was sie verdiente, konnte jeden Monat zum Möbelhändler gebracht werden.

Bloß Kinder durften sie sich nicht anschaffen, wenigstens vorläufig nicht; nachher, wenn sie nicht mehr mitarbeiten brauchte, und die Verhältnisse etwas besser waren, dann ja. Sie würde so gern ein Baby haben, und Robert war auch kinderblieb. (Fortsetzung folgt.)